

Was bringt's? Was nützt's?

Die Qualität sonderpädagogischen und pädagogisch-therapeutischen Handelns kann an dessen Wirksamkeit gemessen werden. So einfach das klingt, trivial ist es nicht. Es muss geklärt sein, was mit Wirksamkeit gemeint ist, wie sie erfasst und interpretiert wird.

Im Berufsalltag der Heilpädagogik hat man eine ziemlich genaue Idee davon, wann etwas wirksam war: Nämlich dann, wenn der Knabe mit Autismus-Spektrum-Störungen plötzlich erkennt, dass seine Betreuerin verärgert ist; wenn das Mädchen mit einer ADHS plötzlich Ordnung an ihrem Arbeitsplatz hat; oder wenn das Kind mit Rechenstörungen plötzlich über den Hunderterraum hinaus sicher addieren kann. In der Regel hat man auch eine Vermutung darüber, was diese Wirkung hervorgerufen hat: Das ABA-Programm bei Autismus, die Arbeit mit Lernkarten bei der ADHS oder Übungen mit der Hundertertafel bei der Rechenstörung.

Aber in welchem Verhältnis stehen solche Erfahrungen zu wissenschaftlich erforschten Ergebnissen? Die Wissenschaft hat andere Massstäbe für die Beurteilung der Wirksamkeit. Quantitative und qualitative Forschungsmethoden haben den Anspruch, nur solchen Aussagen Beachtung zu schenken, die prinzipiell durch Erfahrung nachgeprüft werden können. Und es geht dabei zum Beispiel um die Frage, ob eine Massnahme signifikant wirksamer ist als eine andere. Oder darum, ob etwas nicht einfach das Ergebnis einer ganz natürlichen Entwicklung ist, die auch ohne Intervention eingetreten wäre.

Werfen wir einen Blick auf ein paar solche Ergebnisse:

Die Wirkungsforschung zur Förderung bei Lernschwierigkeiten zeigt, dass nicht alles, was heute als didaktischer Mainstream gilt, für diese Gruppe von Lernenden wirklich effektiv ist. Dank Meta-Analysen, welche die Wirksamkeit von Fördermethoden bei Lernschwierigkeiten einschätzen, können Konsequenzen für die Begleitung bei Lernschwierigkeiten aufgezeigt werden.

Studien zeigen, dass die sogenannten Vorläuferfertigkeiten für den Schriftspracherwerb bereits im Kindergarten wirkungsvoll gefördert werden können und auf der Unterstufe parallel zur Alphabetisierung als roter Faden weiterhin fokussiert werden sollen.

Wissenschaftlich fundiert ist die sogenannte direkte Förderung als effektives Lehrverhalten und effiziente Unterrichtsführung, als evidenzbasiertes Unterrichten von Schlüsselqualifikationen in den

Lernbereichen Mathematik und Schriftsprache, als das direkte Training von allgemeinen und inhaltspezifischen Lern- und Problemlösungsstrategien.

Eine neue Studie zeigt: Erst durch die Kombination von Eltern-, Kind- und Fachperson-Orientierung wird das gesamte Wirkungsfeld der heilpädagogischen Früh-erziehung erkennbar.

Vermessenheit des Vermessens

Wissenschaftlich belegte Wirksamkeit (auch wissenschaftliche Evidenz genannt) ist das eine. Leider sagt sie nichts über die spezifische Wirkung im Einzelfall aus – aber genau dafür interessieren sich sonderpädagogische und pädagogisch-therapeutische Fachpersonen in ihrem beruflichen Alltag. Wie also können praktisch Arbeitende herausfinden, ob ihre Interventionen erfolgreich sind oder nicht? Auch sie müssen ihre Massnahmen beurteilen, bewerten, messen. Aber: Wie vermessen ist es, heilpädagogisches Handeln zu vermessen? Andererseits: Wie vermessen ist es, heilpädagogisches Handeln der Beliebigkeit zu überlassen?

Diese Themen werden an der Tagung «Was bringt's? Was nützt's? Wirksamkeit in der Heilpädagogik» an der Hochschule für Heilpädagogik in Zürich am 18. und 19. März 2016 in zwei Schritten angegangen.

Wirksamkeit erforschen: Die wissenschaftliche Sicht auf das Thema Wirksamkeit in der Heilpädagogik steht im Zentrum des ersten Schrittes: Zur Sprache kommen Grundlagen der Wirksamkeitsforschung, deren Möglichkeiten und Grenzen für die Heilpädagogik und für verschiedene heilpädagogische Tätigkeitsfelder.

Wirksam handeln: Wie können Erkenntnisse aus der Wirksamkeitsforschung für die berufliche Praxis nutzbar gemacht werden? Gemeinsam mit Fachleuten aus unterschiedlichen heilpädagogischen Tätigkeitsfeldern werden im zweiten Schritt Ideen für wirksames Handeln entworfen und diskutiert. ■

Markus Sigrist,
Dozent an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik HfH, Zürich

Weiter im Netz
Informationen zur Tagung: www.hfh.ch

Bildungsausgaben dürfen hinterfragt werden

«Stopp dem Bildungsabbau», BILDUNG SCHWEIZ 12/2015

Eine halbe Milliarde wollen die Kantone in den nächsten drei Jahren bei der Bildung sparen und in mancher Gemeinde sollen die Bildungsausgaben spürbar reduziert werden. Eine erste Reaktion auf diese Ankündigungen ist verständliche Empörung, denn Bildung ist bekanntlich unsere beste Investition in die Zukunft. Mehr Geld für die Bildung entspricht meinem Credo, aber ich finde auch den Umkehrsatz richtig: Mehr Bildung fürs Geld.

Für die Führung eher kleiner Klassen und Halbklassenunterricht in einzelnen Fächern sind Investitionen sinnvoll. Auch die Lehrerlöhne bis hin zu den Kindergärtnerinnen müssen konkurrenzfähig bleiben. Andererseits darf man ruhig hinterfragen, ob der riesige Aufwand für fragwürdige gesellschaftliche Ansprüche gerechtfertigt ist. Dazu gehören der ineffiziente frühe Unterricht in zwei Fremdsprachen oder die Integration verhaltensschwieriger Schüler in Regelklassen. Was da an Geld für Stützkurse und für Stabilisierungsprogramme benötigt wird, fehlt andernorts.

Doch wir machen fröhlich weiter: Der neue Lehrplan braucht umfangreiche Weiterbildungen der Lehrpersonen und einen ganzen Stab fürs aufwändige Controlling. Dabei wird wohlweislich verschwiegen, dass mit der umstrittenen Akzentverschiebung vom eigentlichen Lehrer zum Lerncoach und dem Modell des altersdurchmischten Lernens weitere hohe Kosten anfallen dürften.

Begründet werden die Ausgaben stets mit der Behauptung, die Schule mache mit der Neuerung einen entscheidenden Fortschritt. Damit kommt man meist durch, auch wenn sich rasch herausstellt, dass die bewilligten Mittel nicht ausreichen, um die grossen Versprechungen einlösen zu können. Mit dieser Art von Bildungspolitik geben wir den allzu Knausrigen wunderbare Steilpässe, um bei der Bildung wirklich den Geldhahn zudrehen zu können. ■

Hanspeter Amstutz
Fehrltorf

«Fuck you, Sis!»

Aus dem Alltag einer Pädagogin. Eine Glosse.

Das Herz auf der Zunge tragen – dieser Metapher wird die eine oder andere Lehrperson schon begegnet sein. In diesem Fall ist es eine bildliche Umschreibung, die Gefühle und Bedürfnisse unmittelbar mitzuteilen, so wie Kinder dies zu tun pflegen. Die ganze Welt muss sofort und umfassend darüber Bescheid wissen, wie ich mich gerade fühle. In Facebook kann dies mit der Status-Funktion verkündet werden, was nicht nur die Jungen zu nutzen pflegen. Der Banker meldet erfolgreich, dass er den ersten Marathon seines Lebens überlebt habe, und die Berufsschülerin beschreibt mit einer Vielzahl an Smileys das vergangene Wochenende. Wenn Facebook kreischen könnte, drohte Tinnitus-Alarm.

Das Herz auf der Zunge tragen bedeutet in meinem Berufsleben als zufriedene Teenager-Bändigerin alias Oberstufenlehrerin jedoch nichts anderes, als dass mir während der Pause auf dem Schulhof «Hey Alter!» «Fuck you Bro!» und «YOLO!» um die Ohren geschmettert wird, ohne dass ich dabei als Ansprechperson gemeint wäre. «Chill!»

Stellen wir uns vor, aus all diesen Anglizismen würden auf einmal französische Ausdrücke. Da würden die Jugendlichen nach Frères und Soeurs rufen, oder aber gemäss der frankophonen Jugendsprache ein «C'est ouf!». Oder es wird gar nach einer «meuf» geschrien. Vielleicht gewänne auf diese Art das in der Innerschweiz so ungeliebte Frühfranzösisch vermehrt an Beachtung. Noch ulkiger dünkt mich die Vorstellung, die jungen Männer und Frauen sprächen ihre eigene Muttersprache. «Hallo Bruder», «Guten Morgen, meine Schwester», ertönte es in diesem Falle in den ehrwürdigen Hallen, was mich doch ziemlich an katholische Klostererziehung erinnert. Nein Danke!

Um mit dem Konjunktiv weiterzuschreiben, könnte ich mich nun über den Einfluss des Englischen auf unsere Sprache aufregen. «Fail!» Tu ich nicht.

Mir gefällt, wie die Kinder und Jugendlichen mit der Sprache spielen, diese ausprobieren und gleichzeitig auch die Grenzen suchen. Wem darf ich was sagen? Der Hauswart oder der Mathematiklehrer werden es wohl kaum schätzen, mit einem «What's up, Alter» gegrüsst zu werden, wer jedoch seine Kumpels mit einem «Guten

Morgen, meine Lieben» empfängt, dürfte nicht allzu lange hip sein.

Dieses Grenzsuchen gilt es für mich als Lehrerin auszuhalten, was mir, ehrlich gesagt, eine heimliche Freude bereitet. In meinem Schulzimmer darf weder geflucht werden, noch will ich Ausdrücke die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale betreffend hören. Ich brauche sie nicht extra zu benennen, wir wissen alle, welche Wörter damit gemeint sind. Hartnäckig renitent zeigten sich letztes Jahr einzelne Neuntklässlerinnen, wenn es denn galt, diese Regel einzuhalten. So lange, bis es sogar den Jungs zu hobbylos wurde und diese forderten, o Wunder, nach drei sprachlichen Ausrutschern sei ein Kuchen für die Klasse mitzubringen.

Erkenntnis daraus: Die Schülerinnen beklagten sich lautstark darüber, dass ihre Mums sich voll easy weigerten, den Kuchen für sie zu backen, weshalb sie nun zu Backmeisterinnen wurden, und ich trage immer mehr Hüftgold mit mir herum, da ich den Snacks nicht widerstehen konnte. Schade eigentlich, dass die Mädchen nun anständig sprechen, mir schmeckten die süssen Znüni. ■

Julia Koch

Die Autorin

Julia Koch, Sarnen, ist Oberstufenlehrerin und Autorin, ihr zweiter Roman «Weibersterben» erscheint im Frühjahr 2016 im emons-Verlag.

Bewusstseinsbildung statt Verbot

«Hüllen für die guten Geister des Lernens», BILDUNG SCHWEIZ 12/2015

Sehr gerne lese ich immer BILDUNG SCHWEIZ, mit den wohltuenden und engagierten Artikeln für meine Lehrerinnenseele.

Ein Thema, das mich zurzeit beschäftigt, sind die Kleider an der Schule. Da ist einmal das Kopftuchverbot. Ich habe einmal an einer Oberstufe unterrichtet, an der alle Kopfbedeckungen verboten waren. Das war angesichts des Kapuzentrends eine Unterstützung für mich als Lehrerin. Ist so ein «Gebot» nun nicht mehr möglich? In der Primarschule kleiden sich die meisten Kinder nach einem unausgesprochenen Dresscode: Jeans und T-Shirt oder Sweatshirt, dazu Sportschuhe. Leider begegne ich immer mehr T-Shirts bedruckt mit Gerippen, Totenköpfen und Ähnlichem. Für etwas feiner gestrickte Lehrpersonen wie mich ist das ein Grund zum Wegschauen, mindestens. Wage ich ein Wort, so ernte ich Entrüstung von Elternseite.

Mit so etwas würde ja auch niemand heiraten. Für mich ist es klar, dass die Kleider eine Wirkung haben, sonst könnten wir Schuluniformen tragen. Sie zeigen unseren Individualismus, unseren Stil und unseren Reichtum oder das Gegenteil. Oft sind diese «schwarzen» Kleidungsstücke ein stiller Ausdruck von Rebellion und Protest. Ihre Träger sind in irgendeiner Weise in Opposition.

Ich bin nicht für Verbote, aber für Bewusstseinsbildung. So wie attraktive, lebendige Schulhäuser, wie dasjenige in Wuppertal, das Sie beschreiben, eine äussere Haut für das Lernen und die Interaktion darstellen, so sind Kleider eine persönliche äussere Haut, die auf den Träger und die Betrachter wirkt.

Das sind vielleicht keine neuen Erkenntnisse, trotzdem eine erneute Betrachtung wert? ■

Barbara Dollinger, Oberdorf SO